

Karl Rahner

Das Problem der «Entmythologisierung» und die Aufgabe der Verkündigung

Das Wort Entmythologisierung ist aus einem Begriff innerhalb des Verständnisses der biblischen und theologischen Hermeneutik bei Rudolf Bultmann schon lange ein Schlagwort geworden, das alles und nichts besagen kann, das jeder verwendet, wie er will. Es ist in *diesem* Aufsatz nicht möglich, diesen Begriff so zu definieren und kritisch zu prüfen, wie er bei Bultmann oder denjenigen Theologen verstanden wird, die seine Schüler sind (oder es zu sein vermeinen). Es ist hier auch nicht möglich, eine eigene terminologische Festlegung des Wortes vorzunehmen oder zu sagen, was der möglicherweise in die christliche Aussageweise, wenn auch nicht in den Aussageinhalt, eingegangene «Mythos» ist. Es ist hier in einem pastoral-theologischen Aufsatz auch nicht angezeigt, das genauere und sehr schwierige Verhältnis von Aussageinhalt und Aussageweise, von dem Gesagten und Gemeinten, von Vorstellung und Begriff, von Aussage und darin verwendetem Vorstellungsmodell zu bestimmen; es ist dies ein Verhältnis, das komplizierter ist, als es in den folgenden Ausführungen erscheinen wird. (Dies braucht freilich der praktischen Brauchbarkeit des hier zu Sagenden nicht gänzlich zu schaden.)

I. ENTMYTHOLOGISIERUNG ALS ÜBERSETZUNGSGESCHEHEN

1. *Notwendigkeit immer erneuten Auslegens*

Das Wort «Entmythologisierung» im Titel des Aufsatzes ist nur eine Chiffre für die ganz einfache Frage: Welche Weise des Predigens ist beim heutigen Stand der Theologie und vor allem der Exegese gefordert? Wir sagen «Weise», nicht: «Inhalt» der Predigt, wenn diese beiden Aspekte der Predigt auch zusammenhängen. Denn es ist klar, daß der Prediger als Inhalt der Predigt die Botschaft des Evangeliums im Verständnis der Kirche

zu verkündigen hat und sonst nichts. Aber eben dieser eine und bleibende «Inhalt» tritt in der Schrift (und natürlich auch in der Tradition) in den verschiedensten Begriffen auf, wird unter den verschiedensten Darstellungshorizonten, Aspekten und Zusammenhängen dargestellt; diese Begriffe haben ihre oft wechselvolle Geschichte, die nicht autonom von der Kirche gesteuert werden kann; sie sind nicht für jede Zeit gleich verständlich; das Zu-Erklärende und das Erklärende, das Fragliche und das Selbstverständliche sind nicht zu allen Zeiten gleich, sie können sogar ihre Plätze tauschen. Die Gestalt der Verkündigung in einer Zeit muß – bei Selbigkeit des «Inhalts» – in die Gestalt der Verkündigung einer anderen Zeit «übersetzt» werden, soll die Verkündigung wirklich verstanden, ja gerade in ihrer Selbigkeit bewahrt werden. Denn eben diese Bewahrung kann nicht durch bloße Wiederholung der alten Formeln erreicht werden, wenn sich die Verstehenshorizonte und die Begriffe im profanen Bereich verändern in einer Geschichte, über die die Kirche nicht allein verfügt. Man muß vielfach von der alten Formel einer theologischen Aussage ausgehen und zu ihr zurückkehren, aber man muß sie in der Predigt übersetzen, und diese übersetzte Aussage kann – ohne daß man das Übersetzen eigens als solches verkündigt – unter Umständen den Hauptteil oder sogar das Ganze einer Predigt ausmachen, wenn sie verständlich und glaubwürdig sein soll.

2. *Offenbarung in weltlicher Sprache*

Die Sprache der Kirche ist keine selbständige Sondersprache, sondern sie ist bei aller Bestimmtheit und Geformtheit durch die Sache der Offenbarung die Sprache der Welt. Denn Gottes Offenbarung spricht in menschlicher Sprache, mit Worten, die schon vorher bestanden und einen bestimmten Sinn von der Welt her mitbrachten, der nicht einfach schlechthin dadurch eliminiert wird, daß ein solches Wort sich unter seinem Gebrauch in der Offenbarungsaussage wandelt. Wandelt sich diese Sprache in einer neuen Zeit, ändern sich Sinn, Tragweite und Verständlichkeit der (fast bloß phonetisch gleichbleibenden) Worte, dann muß sich eben die Sprache der Kirche auch ändern. Man kann zum Beispiel nicht mehr einfach bloß «Transsubstantiation» sagen bei der Erklärung der Eucharistie, wenn der Mensch von heute unter «Substanz» von seiner Chemie her etwas versteht, was sich bei der Konsekration gewiß nicht wandelt. Man kann heute nicht mehr so leicht von drei

«Personen» in Gott sprechen (auch wenn wir die Formel nicht abschaffen), wenn sich der heutige Hörer unter Person etwas vorstellt, was dreimal in Gott anzunehmen eine Häresie und kein Dogma wäre. Daß wir Kleriker das oft nicht merken, kommt daher, daß *wir* (aber nicht unsere Hörer), wie mehr oder weniger jeder Mensch heute, mehrere «Sprachen» (eine Fachsprache, eine Alltagssprache usw.) sprechen und so gar nicht merken, daß wir von einer Sprache – teilweise «übersetzend» – in eine andere übergehen. Gagarin, der mit seinem Raumschiff «oben» war, unsere Sprache aber nicht spricht, versteht wirklich nur einen Unsinn, über den er lacht, wenn wir von Gott «oben im Himmel» sprechen. Bis wir ihm erklärt haben, was wir sehr sinnvoll meinen, ist er meist schon nicht mehr da. Wir hätten von Anfang an schon «übersetzt» sprechen sollen. Was denkt sich ein moderner Arzt, wenn wir, ohne gleich übersetzt zu haben, davon reden, daß wir durch Jesu «Blut» erlöst sind? Es muß ihm als ein altmodisches Märchen, als bare Mythologie vorkommen. Denn er hat nun einmal nicht die Zeit wie wir Kleriker, zu seiner Sprache auch die alte religiöse Sprache hinzulernen. Wir müssen ihm, was wir sagen wollen, gleich übersetzt sagen, auch wenn in Schrift und Tradition vom «Blut» Jesu gesprochen wird. Wenn Zeit ist, können wir zu der alten Formel in der Predigt zurückkehren, ihm sagen, daß damit dasselbe gemeint sei, was man ihm eben, schon übersetzt, gesagt hat. Wir können, was mit «Feuer der Hölle» gemeint ist, auch ohne «Feuer» sagen und tun gut daran, es zu tun, wenn sich der Hörer von heute unter «Feuer» einen Umsetzungsvorgang unter Sauerstoffzufuhr vorstellt und wir ihn dann erst wieder mühsam darüber aufklären müßten, daß so etwas in unserer Sprache nicht gemeint ist. Man darf heute nicht einmal (mit dem hl. Thomas von Aquin) meinen, es sei jedem klar, was mit «Gott» gemeint sei, und es komme höchstens darauf an, den Hörer zur Überzeugung zu bringen, daß dieser «Gott» wirklich existiere.

3. Interferenz der Sprachen und Verstehensmöglichkeiten

«Entmythologisierung und Predigt» meint also die ganz schlichte Frage für den Prediger, welche formalen Prinzipien er hinsichtlich der Weise der Übersetzung aus der Sprache der Schrift und Tradition in eine heute verständliche Sprache beachten müsse. Wenn und soweit bei einer solchen Übersetzung mythische Elemente ausgeschieden werden, die im alten Wortmaterial, nicht in der ge-

meinten Sache gegeben waren, kann man diese Übersetzung auch «Entmythologisierung» nennen. Aber grundsätzlich meint die Übersetzung eine viel umfassendere Aufgabe: die Überführung der bleibenden Botschaft aus der Sprache einer Zeit in die einer anderen und heute sehr tief und schnell sich wandelnden Zeit. Daß so etwas immer und vor allem heute notwendig ist, wird hier vorausgesetzt. Der Leser ist aber gebeten, diese Voraussetzungen sich etwas zu vergegenwärtigen. Er muß wissen, daß die Sprache, die er faktisch spricht, in der er predigt, ein höchst komplexes Gebilde ist, das er in seinen Elementen nie ganz reflektiert, das in keinem Menschen genau dasselbe wie im anderen ist, das dauernd im Wandel begriffen ist. Jeder spricht ein anderes Gemisch aus Alltagssprache, Hochsprache, Sprache einer gesellschaftlichen Gruppe, Sprache der Dichtung und sakraler Sprache. Alle diese Sprachen in derselben Sprache stehen in einer dauernden Interferenz. Jeder spricht und versteht sich und andere nur in einer Sprachgemeinschaft, die aber selbst wieder gar nicht homogen, sondern sehr pluralistisch ist. Kein Wort hat eine Bedeutung je nur für sich allein, sondern steht in einem ungeheueren Geflecht von Worten (bei jedem Menschen abgewandelt), innerhalb dessen nur sein Sinn aufleuchtet. Jedes Wort ist in je verschiedener Weise belegt mit Assoziationen, Gefühlen, Erfahrungen, jedes hat einen anderen «Stellenwert» bei den einzelnen Menschen. Das alles ist in einem beständigen Wandel; ob dieser schnell oder langsam geht, ist eine sekundäre Frage. Man darf für unseren Zweck auch nicht vergessen, daß die «Definition» der Bedeutung eines Wortes nicht irreduzibel ist: man «definiert» mit anderen Worten, die man an sich auch wieder definieren müßte; aber man definiert schließlich dann nicht mehr, weil man nicht endlos weitermachen kann, obwohl es gar nicht wahr ist, daß es Worte gibt, die *für sich* «absolut klar» sind und keiner weiteren Erklärung mehr bedürfen. Man überläßt sich also der reflex nicht mehr kontrollierten dunklen Helligkeit der Sprache im Vertrauen darauf, daß man – verstehe, was man nicht mehr durch nochmals andere Worte sagen kann.

II. ALLGEMEINE REGELN FÜR DIE RICHTIGE ÜBERSETZUNG IN DER VERKÜNDIGUNG

Das Gesagte und vieles mehr gilt auch von der religiösen Sprache und muß hier vorausgesetzt werden, ebenso wie die Notwendigkeit, daß alles

religiöse Reden in der Kirche Reden vom Inhalt einer überlieferten Aussage ist, die in eine Aussage von heute übersetzt ist – oder, vorsichtiger gesagt, sein *sollte*.

1. Voraussetzung ernsthafter theologischer Arbeit

Zunächst gilt, daß solche «Übersetzung» eine ernsthafte theologische, immer neu zu leistende Arbeit auf seiten des Predigers voraussetzt. Er darf nicht meinen, diese Arbeit habe er schon genügend geleistet während seiner theologischen Ausbildung, die er – vielleicht vor vielen Jahren – genossen hat. Gewiß ist die Dogmatik, Moraltheologie und die biblische Theologie, die man früher gehört hat, auch schon eine solche «Übersetzung» gewesen: man ging ja von kirchenlehramtlichen und biblischen Sätzen aus, suchte sie zu verstehen und zu sagen, was sie sagen wollen. Man mußte dabei notwendig andere Worte verwenden; denn man kann das Zu-Erklärende und das Erklärende nicht mit den gleichen Worten sagen und es ist oft so, daß diese erklärenden Worte demjenigen, dessen Sätze erklärt werden sollen, selbst noch gar nicht zu Gebote standen, also gewissermaßen aus einer anderen Sprache stammen: man übersetzte. Aber wenn so auch schon die früher gelernte Theologie Übersetzung war, so bedeutet das nicht, daß damals alles schon so übersetzt wurde, wie es der Verkündiger heute sagen muß. Er muß seine Theologie weiter treiben, denn er muß heute schon anders übersetzen als vor zwanzig Jahren, und diese Arbeit geht ja auch in der Theologie selbst weiter. Davon aber muß er Kenntnis nehmen.

2. Hören mit den Ohren der Welt

Der Prediger muß ein Ohr haben für die Sprachen und deren Unterschiede, zwischen denen er sich mit seiner Übersetzung bewegt. Das ist nicht so selbstverständlich, wie es sich anhört. Diese Sprachen sind nicht deutlich und reflex voneinander geschieden; es gibt für sie keine Wörterbücher, in denen man nachschlagen und feststellen könnte, welches Wort zu welcher Sprache gehört und wie es eventuell in eine andere Sprache übersetzt werden muß. Der Prediger spricht unbewußt eine Art Mischung von solchen Sprachen, gebraucht darin sozusagen «Fremdwörter», ohne es zu merken, die aber unter Umständen von seinem Zuhörer nicht oder falsch verstanden werden. Er spricht zum Beispiel vielleicht unbefangen von den «Armen Seelen im Fegfeuer» und merkt nicht, daß

sein Hörer sich unter «Seelen» und «arm» und «Fegfeuer» nichts oder Falsches vorstellt. Er redet vielleicht von der «Eingießung der heiligmachenden Gnade», ohne solche Worte selber so zu hören, wie sie faktisch von seinem Zuhörer innerhalb von dessen «Sprachfeld» verstanden oder meist mißverstanden werden müssen. Er sagt: «Erbsünde», ohne zu merken, daß sein Zuhörer darunter etwas versteht, was es gar nicht gibt, keine Belehrung, sondern Glaubensschwierigkeiten erhält, weil er eine frühere Erklärung dieses sehr dunklen Wortes schon längst wieder vergessen hat, wenn er eine solche überhaupt wirklich einmal zureichend bekommen hat. Wir sagen: «zeitliche Sündenstrafen», ein Wort, das der Zuhörer nach dem Modell einer bürgerlichen Strafe von ein paar Monaten Gefängnis versteht und sich dann wundert, daß es so etwas im Jenseits auch geben solle. Vielleicht würde ihm heute das Modell einer quälenden Neurose, die man sich durch eigene Schuld zugezogen hat und auch nach der Verwerfung dieser Schuld behält, besser helfen. Aber wie kann der Zuhörer auf so etwas kommen, wenn wir von «zeitlichen Sündenstrafen» reden, als ob so ein Wort ohne weiteres verständlich sei?

Der Prediger muß seine eigene Predigt mit den Ohren seiner faktischen Zuhörer hören können. Dann merkt er von selbst, daß und wie er übersetzen muß. Er muß (um im Bild zu bleiben) wissen, daß er meist durch seine Erziehung und klerikale Lebenssituation einen religiös-theologischen Dialekt spricht, aus dem nur wenige Wörter wirklich in die Sprache seiner Zuhörer hinüber gewandert sind, womit aber nicht gesagt ist, daß ein solches Wort dann über sein Bekanntheitsgefühl hinaus ein wirkliches Verständnis erweckt. Wir sagen zum Beispiel vielleicht: «Himmelfahrt Jesu». Das Wort klingt dem Hörer bekannt. Ob er damit einen Sinn verbindet, der von ihm glaubwürdig «realisierbar» ist, ist eine ganz andere Frage.

3. Kritische Wachsamkeit gegenüber der eigenen Übersetzung

Der Prediger muß *richtig* übersetzen. Bei einer solchen Übersetzung kann der Sinn der zu übersetzenden Worte verkürzt oder verfälscht werden, eine «Häresie» in der Übersetzung vorgetragen werden. Das ist die große Gefahr des Programms der «Entmythologisierung». Die Kontrolle der Richtigkeit der Übersetzung ist Aufgabe der Theologie im ganzen und des einzelnen Predigers im gehorsamen Dialog mit dem Lehramt der Kirche

(das diese Übersetzung in die Sprache des Menschen von heute selbst nicht fertig liefert, aber über die Richtigkeit der Übersetzung zu wachen die Pflicht hat). Eine solche Kontrolle kann oft lange Zeit in Anspruch nehmen und schwierig sein. Bekannt ist zum Beispiel die Kontroverse, ob und wie man «Transsubstantiation» übersetzen könne und müsse, um heute verständlich zu reden. Ein anderes Beispiel: Wenn wir sagen: wir haben die Erbsünde «von Adam durch Zeugung geerbt», so ist nicht so leicht zu sagen, was «von Adam» heißt (Monogenismus oder nicht?), was «Zeugung» heißt (sicher nicht einfach bloße, und zwar «normale» oder gar libidinöse Kopula, da eine künstliche Befruchtung die Erbsünde nicht verhindert), was «vererbt» bedeutet (wir «erben» ja nicht die *Tatsünde* Adams). Wie also «übersetzen», damit das Dogma bewahrt und doch in der Übersetzung nicht Ansichten vermittelt werden, die kein Dogma und heute unglaubwürdig sind? Jedenfalls hat der Prediger die Pflicht, ernsthaft kritisch gegenüber seiner «Übersetzung» zu sein und sie immer wieder auf ihre theologische und kirchliche Richtigkeit zu prüfen. Er kann es sich aber auch nicht bequem machen und einfach die Formeln des kirchlichen Lehramtes oder der Schultheologie wiederholen und rhetorisch abwandeln. Denn er hätte so weder eine Garantie, daß sie glaubenweckend beim Hörer «ankommen», noch wäre es sicher, daß sie – aufgenommen und interpretiert in den gegebenen Verstehenshorizonten und dem Sprachfeld des Hörers – nicht doch statt eines Dogmas eine Häresie erzeugen.

4. Der Maßstab in der Übersetzungsfreiheit

In vielen Fällen wird der Prediger heute einfach schon in Übersetzung *allein* predigen; in vielen anderen Fällen das zu Übersetzende *und* die Übersetzung sagen müssen. Wenn er zum Beispiel einen biblischen Text auslegen muß oder wo es sich um sehr feierlich-amtliche Formulierungen des kirchlichen Lehramtes handelt, wird er notwendig auch die alten Formulierungen der Schrift und Tradition sagen und zeigen, daß er sie respektiert und liebt, auch wenn er sie dann eben erklärt und «übersetzt». In anderen Fällen kann er ruhig schon gleich in «Übersetzung» allein predigen, schon weil ihm und den Hörern nur begrenzte Zeit und partikuläre geistige Kraft zur Verfügung stehen. Was zum Beispiel mit «Kirchenschatz» gemeint ist, kann man heute anders und sogar besser sagen, ohne in einer Predigt vor einem größeren Publikum (im

Unterschied von der gelehrten, auch notwendig dogmen- und begriffsgeschichtlich arbeitenden Theologie) das Wort «Kirchenschatz» überhaupt zu gebrauchen, weil zum Beispiel «Gemeinschaft mit Christus und allen in Gottes Liebe Verbundenen» (das auch besser als: «mit allen Heiligen») verständlicher und schneller sagt, was mit «Kirchenschatz» gemeint ist. Wo der eine, wo der andere der beiden Fälle gegeben ist, darüber müssen kirchliche Gesinnung und religionspädagogischer Takt des Predigers entscheiden.

5. Theologische Probleme auf der Kanzel?

Eigentliche theologische Kontroversen über die richtige Übersetzung, die «Entmythologisierung» gehören nicht auf die Kanzel. Nicht darum nicht, weil der Zuhörer für dumm gehalten werden soll, nichts wissen dürfte von theologischen Kontroversen, sondern weil auf der Kanzel, in der eigentlichen Predigt (im Unterschied von theologischen Vorträgen) das Evangelium verkündigt und nicht Problemtheologie getrieben werden soll. Der Zuhörer der Predigt muß «erbaut», das heißt mit dem Anspruch Gottes auf sein Leben konfrontiert, ihm Gottes Gnade im wirksamen Wort des Evangeliums angeboten werden. Das ist der Sinn der eigentlichen Predigt. Der Prediger, der theologisch wirklich gebildet ist, kann genug predigen und alles wirklich Entscheidende sagen, auch wenn er solche Kontroversen meidet oder umgeht. Er kann zum Beispiel das Osterereignis (auch ausgehend von den biblischen Perikopen) glaubhaft verkündigen, ohne auf der Kanzel in gelehrter Exegese explizit auf die Frage einzugehen, was in den Erzählungen der Ostererscheinungen im einzelnen der Dimension der historischen Empirie der Jünger angehört, was daran plastisch-anschauliche Einkleidung des Osterglaubens der Jünger ist. Man kann z. B. auch über die eigentlich theologische Bedeutung dessen, was von der Taufe Jesu erzählt wird, sehr wohl predigen, ohne auf die Frage einzugehen, was die «Gestalt der Taube» nun, bezogen auf eine Frage innerhalb eines modernen «Weltbildes», eigentlich war, und ohne den Anschein zu erwecken, man müsse an einer physikalischen Realität dieser Taube unbedingt festhalten, wolle man orthodox sein. In solchen Fällen wird man die Aussage der Schrift in der unterschiedenen Einheit von Aussageinhalt und Aussageweise stehen lassen und dieses eine Ganze auf den sicheren und eigentlichen, religiös und existentiell bedeutsamen Inhalt hin interpretieren,

ohne explizit bestimmte Elemente als *bloßes* «Bild» und Vorstellungsmoment zu erklären.

Der Prediger muß um solche Kontroversen wissen und muß so predigen, daß auch das kritisch-wissenschaftliche Wahrheitsgewissen bei ihm oder bei theologisch gebildeten Zuhörern nicht verletzt wird. So zu predigen ist durchaus möglich. Aber solche Kontroversen sind als solche kein Thema der Predigt selbst. Wenn der Prediger weiß, daß solche kontroverse Fragen bei seinen gebildeten Hörern eine wirkliche Frage bedeuten, die durch seine Predigt nicht schon überholt ist, oder Beunruhigung ihres Glaubens schafft, soll er sie über solche Fragen unterrichten, aber in theologischen Vorträgen, nicht in der Predigt. Wenn es dem Prediger wirklich um die Sache des Evangeliums in einer «*existentialen* (aber durchaus orthodoxen) *Interpretation*» geht und nicht um die Demonstration seines eigenen theologischen Scharfsinns und Wissens, wird es ihm nicht schwerfallen, diese Regel einzuhalten. Damit soll nicht gesagt sein, daß es von der Sache her immer leicht sei, im Einzelfall zwischen richtig übersetzender Predigt des Evangeliums (auf der Kanzel) und Behandlung von Streitfragen über die richtige «Übersetzung» zu unterscheiden, zumal es in bestimmten Situationen so sein kann, daß man die Zuhörer faktisch nur unter der Kanzel erreicht und darum die Gelegenheit subsidiär für bloße Unterrichtung in theologischen Fragen benützen muß. Wo ein Prediger selbst sich über die Legitimität einer «Übersetzung» keine genügende («moralische») Sicherheit zu erwerben weiß, behalte er sie für sich und sage, was zu predigen ist, in der traditionellen Sprache. *Alle* Menschen reden ja in einer nie ganz auf ihre Elemente hin reflektierten Mischsprache. Darum darf, wo es unvermeidlich ist, der Prediger seinen Zuhörern auch ein Stück traditioneller religiöser Sprache zumuten, die noch nicht ganz «übersetzt» ist.

III. SPEZIELLE REGELN FÜR DIE VERKÜNDIGUNG HEILSGESCHICHTLICHER EREIGNISSE

Die bisherigen «Regeln» müssen noch etwas spezifiziert werden hinsichtlich der übersetzenden Aussage heilsgeschichtlicher Ereignisse, die in den heiligen Büchern berichtet werden und in unserer heutigen Sprache weiterüberliefert und ausgelegt («aktualisiert») werden müssen. Auf diese Frage bezieht sich ja größtenteils das Programm der «Entmythologisierung».

1. Keine Reduktion auf nur abstrakt Ideelles bzw. Existentielles

Zunächst ist klar, daß der Prediger nicht so von diesen heilsgeschichtlichen Erzählungen der Schrift berichten darf, daß als eigentlich «Gemeinte» nur eine «Idee» übrigbleibt, mag diese auch noch so «*existentiell*» verstanden werden und vorausgesetzt werden, daß sie sich gerade durch eine solche Geschichte, z. B. des Kreuzes und Todes Jesu, und nur so (warum?) uns zusagt. Es gibt eine Geschichte, die «*ein-für-allemal*» geschehen als solche *unser* Heil bedeutet, an die wir gebunden bleiben, die sich nicht durch eine «*existentielle Interpretation*» in eine – im Grunde doch abstrakt bleibende – Idee verwandeln läßt. Denn der Mensch wirkt sein Heil in seiner Geschichte und nicht jenseits ihrer; diese Geschichte wird immer erfahren als Geschichte, die durch alle Dimensionen des Menschen hindurch auf das Ganze der Menschheitsgeschichte verwiesen ist und nur in der Begegnung mit ihr sich selbst versteht; Gott handelt in und an dieser Geschichte und bringt sich und seinen Willen in ihr zur Erscheinung, und was da einmal «*hier und jetzt*» geschah, kann für alle heilsbedeutsam sein. Ein solches geschichtliches Ereignis kommt dennoch nicht bloß von «*einstmals*» und von «*außen*» an den Menschen anderer Zeiten als das Fremde heran, weil das, was sich «*damals*» als gnädiger Heilswille Gottes zur Erscheinung und in der eschatologischen Geschichte Jesu zur unwiderruflichen Gegebenheit brachte, in der Gnade Gottes als dem letzten Grund und der letzten Dynamik der ganzen Geschichte auch in der letzten Tiefe jeden menschlichen Daseins am Werk ist und der Mensch in der nur scheinbar fremden Geschichte so «*sich selbst*» begegnet und sich findet. Auch der Prediger muß heute genauso wie früher Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen als wirklich geschehen und als das Heil seiner Hörer «*proklamieren*» (so wie Paulus, etwa 1 Kor 15, 1). Er muß dabei freilich immer diese Geschichte so als lebendige Gegenwart «*ausrufen*», daß der heutige Mensch des rational-naturwissenschaftlichen, technischen und so «*ungeschichtlichen*» Denkens merken kann, daß er ein Mensch, d. h. ein Wesen der Geschichte ist, aus der auf ihn zukommt, was vom Abgrund seines begnadeten Wesens schon immer in ihm wirkt. Geschichtlicher Bericht, der nie bloß neutrale Historie ist, und Anruf der Existenz müssen in der Proklamation der Heilsgeschichte immer vereint sein.

2. Keine Archaisierung bzw. Harmonisierung

Damit ist aber die Frage nach der richtigen Predigt der Heilsgeschichte heute noch nicht beantwortet. Denn es kann sich für uns heute nicht mehr einfach bloß darum handeln, die Berichte der Heilsgeschichte einfach *so* nachzuerzählen, wie sie in der Schrift berichtet werden, wenn wir selber sprechen müssen und dann *unsere* Aussage als bloße Wiederholung den Eindruck machen würde, es habe sich alles genau «so» in der Dimension der *empirischen Historie* abgespielt, wie wir es *wiedererzählen*. Wenn wir z. B. die Worte Jesu, vor allem die johanneischen, wiedererzählen, dürfen wir nicht den Eindruck erwecken, sie stammten aus höchstens ein wenig gekürzten Tonbandaufnahmen der Reden des «historischen» Jesus. Wir brauchen nicht gewaltsam die Ostererscheinungen zu harmonisieren und so zu tun, als wüßten wir «historisch» darüber wirklich mehr als Paulus 1 Kor 15 und als wäre gar nicht damit zu rechnen, daß manches in diesen Berichten Erzählte eine dramatische Veranschaulichung der im Glauben schlicht festgehaltenen Tatsache des Sieges Jesu sein könne, der wahrhaft auferstanden ist. Wir dürfen unbefangen damit rechnen, daß in der Kindheitsgeschichte ein Stück Midrasch, die verklärende Veranschaulichung des Anfangs des Messias, enthalten ist.

3. Rücksicht auf die Mischung

von «historischem» Bericht und theologischer Deutung

Auch – um wieder grundsätzlich zu reden – bei Berichten heilsgeschichtlicher Ereignisse, die *wir* selbst aussagen, muß «übersetzt», das heißt in diesem Fall: differenziert werden. Nicht als ob der *Vorgang* dieser (noch genauer zu beschreibenden) Differenzierung auf der Kanzel selbst vorgenommen werden sollte. Das würde in den meisten Fällen der oben schon vorgetragenen Regel (vgl. II, 5) widersprechen. Aber der Prediger muß um diese Differenzierung wissen und differenziert, wo er selbst spricht und nicht Texte verliest, die Heilsgeschichte verkündigen. Die heilsgeschichtlichen Berichte in der Schrift sind in einer Einheit, die hier meist nicht nochmals reflektiert wird, Bericht vom «Historischen» und dessen Deutung in der Aussage der Tiefendimension dieses Historischen in einem. Dabei holten diese früheren Zeiten die gottgewirkte Tiefe der Heilsgeschichte in ihrer Aussage gleichsam an die Oberfläche der geschichtlichen Erscheinung herauf, in einer Empirie, die sich für ihr Erleben kaum abhob von ihrer Alltagserfahrung. Sie

erzählten diese wirkliche Geschichte in dieser «einfältigen» Weise, in der «historisches» Geschehen und seine (wahre, die wirkliche Tiefe dieser Wirklichkeit treffende) Deutung in unreflektierter Einheit ausgesagt werden und diese Tiefenschicht der Wirklichkeit «anschaulich» gemacht wird. Dadurch entsteht ein «genus litterarium» solcher heilsgeschichtlicher Berichte, das natürlich selbst in sich nochmals außerordentlich differenziert ist und das für uns nicht ohne weiteres leicht verständlich ist.¹ Für diese Art der Berichterstattung waren die Wunder (deren wahres, göltiges Wesen hier nicht analysiert werden kann) richtig gesehen und gleichzeitig in etwa «mirakulös» interpretiert: Ereignisse für eben dieselbe Alltagsempirie, die das Normale feststellt; die Auferstehung Jesu war fast wie ein Ereignis vorgestellt, das Jesus wieder in den Daseinsraum zurückführt, den er in Wahrheit durch den Tod endgültig verlassen hat; Jesus selbst erschien als ein Mensch, dem man – schon bei ein klein bißchen gutem Willen – sofort seine himmlische Herkunft ansah.

4. Differenziertere Sehweise des Offenbarungsereignisses

Für die Denkweise früherer Zeiten war es darum – für uns erstaunlicherweise – nicht verwunderlich, daß die nachapostolische Lebenserfahrung kaum neue Beispiele liefert für das Modell, nach dem man sich die früheren Ereignisse der alten Heilsgeschichte vorstellt. *Wir* aber müssen heute anders denken und reden, gerade um das zu bewahren, was der alte christliche Glaube sah und glaubte – wenn auch in geschichtlich bedingter, eher hervorholender, statt in die Tiefe der Geschichte hinein eröffnender Weise. Wir müssen in einem differenzierten Sehraum sehen und dementsprechend reden. Der Mensch ist einerseits – und das bezeugt auch unsere heutige totale Daseinserfahrung – das in die Unbegreiflichkeit des absoluten Geheimnisses, «Gott» genannt, aufgebrochene Seiende, und darum sind von vornherein Daten der wissenschaftlich experimentierenden und kritisch verifizierenden Alltagsempirie nicht einfach *die* Wirklichkeit und die Geschichte schlechthin; auch nicht, wenn man dieser Alltagsempirie allein die Worte «Historie» und «historisch» zuordnen mag. Andererseits ist die göttliche, das heißt von Gottes heiligender, vergebender und offenbarer Selbstmitteilung in «Gnade» erfüllte religiöse Tiefendimension des Menschen und seiner wirklichen Geschichte nicht ein vom Ganzen seines geschichtlichen Daseins abgetrennter, hermetisch in

sich verschlossener Raum, etwa der einer abstrakten «Existenz». Vielmehr drängt diese Selbstmitteilung Gottes und deren Erfahrung in den weiten Raum des geschichtlichen Daseins des Menschen und der Welt, gestaltet diesen um, «offenbart» sich in ihm, interpretiert ihn, objektiviert sich in Wort, Kult und religiöser Gesellschaft, und kommt so «zu sich selbst», ohne freilich jemals adäquat sich mit diesen ihren Objektivationen in der Dimension der Alltagsempirie zu decken.

Wo solche Objektivationen echt und rein gelingen, wie im Volk Israel und seinen großen Gläubenden, da ist Offenbarungs- und Heilsgeschichte im vollen Sinn des Wortes. Dort, wo diese Objektivation der göttlichen Selbstzusage in der Tiefe und Kontinuität der Geschichte sich so verlautbart, daß sie sich dem, der zu glauben bereit ist, als für alle gültig, unüberholbar, irreversibel und endgültig glaubwürdig erweist, da ist – Jesus der Gekreuzigte und Auferstandene, der Sohn des Vaters schlechthin, dem allein die vollkommene Hingabe an den Willen Gottes in der Tiefe seiner Existenz gelungen ist. Gerade darum dürfen wir auch hier – reflexer als früher – das alte Dogma vom wahren Menschsein Jesu radikal ernst nehmen und müssen der Heils- und Offenbarungsgeschichte bis zu Jesus die Einheit *und* die Differenz ihrer Dimensionen lassen. Man darf das Göttliche in ihr nicht dort identifizierend suchen, wo zunächst und vor allem Profanität, geschichtliche Endlichkeit und mannigfache Bedingtheit, menschliches Wort und geschichtlich bedingte Verstehenshorizonte bzw. Vorstellungsmodelle sind und ihr Recht haben. Andererseits darf man dieses Göttliche nicht aus der *einen* Wirklichkeit, zu der auch die Dimension der Alltagsempirie gehört, heraustrennen und verbannen; man darf ihm nicht das Recht bestreiten, sich in dieser «empirischen» Geschichtlichkeit so zu verlautbaren, daß das «Auge des Glaubens» von der Tiefe der gnadenhaften und so angenommenen Erfahrung her diese Artikulationen in der Dimension der «empirischen» Wirklichkeit sehen kann, wenn der Mensch glaubend sehen *will*.

5. Verständnis für das mehrdimensionale Bild der Heilswirklichkeiten

An der Herausstellung dieser Mehrdimensionalität (wenn man so sagen darf) des Bildes der geoffenbarten Heilswirklichkeit im relativen Unterschied zu jener früher vorherrschenden Sehweise, die die gottgewirkte Tiefe der Geschichte an ihre alltägliche Oberfläche hervorholte, arbeitet die heu-

tige Theologie. Alle kritischen Methoden der theologischen, historischen und besonders exegetisch-biblischen Hermeneutik (z. B. der Formgeschichte), der kritischen Fundamentaltheologie und jener Dogmengeschichte, die wirklich Geschichte zu sehen lernt und lehrt, alle diese Methoden sind, soweit sie glaubensmäßig theologisch und kerygmatisch relevant sind, nur die Mittel und die Weise, diese *mehrdimensionale* Wirklichkeit auch mehrdimensional sehen zu lernen. Zugleich haben diese Mittel und Weisen auch die Aufgabe zu zeigen, daß diese so verstandene Wirklichkeit immer schon so war und ist, auch wenn eine frühere, gewissermaßen fast nur zweidimensionale Sehweise diese Tiefe der Wirklichkeit nur zu sehen vermochte, wenn sie in diese Fläche projiziert war, oder wenn diese Tiefenwirklichkeit im heutigen Kritiker, der seine neue Kunst nur halb versteht, einfach verschwindet, wenn er sie im Vordergrund des Bildes (mit Recht) nicht mehr sieht.

So lernt die heutige Theologie mühsam zu unterscheiden, und der Prediger muß davon Kenntnis nehmen, auch wenn er auf der Kanzel zu predigen und nicht kritische Theologie und Exegese zu treiben hat. Das Wunder ist scharf zu trennen vom «Mirakel»; «hypostatische Union» darf nicht einem latenten Monophysitismus Raum geben. Der Sohn Gottes ist nicht ein in die Livree menschlicher Erscheinung verkleideter Gott, sondern ein echter Mensch von radikaler Kreatürlichkeit in Anbetung und Gehorsam, geprägt durch seine Umwelt, von der Sprache und dem theologischen Denken seiner Zeit, mit echt menschlichem Geschick voll Finsternis und Tod, dessen *letzte* Wahrheit und Wirklichkeit aber «radikal» die Gottes selbst ist. Der Abstieg des Logos in das Fleisch muß zugleich zeigen, daß dieser Abstieg für Jesus selbst und vor allem für unsere Erfahrung von ihm die Geschichte des Auf- und Einstiegs in das unauslotbare Geheimnis Gottes ist. Wir müssen heute die Geschichte der neutestamentlichen Christologie von ihren vorpaulinischen Anfängen über Markus (einschließlich des älteren Traditionsgutes) und Paulus bis Johannes neu durchschreiten und dürfen nicht einfach da anfangen, wo Paulus und Johannes (jeder in seiner Weise) aufgehört haben. Dieser Anfang ist die Geschichte des Menschen Jesus, die für uns *anfang* mit der Erfahrung: da war ein Mensch wie wir. Wirkliche göttliche Offenbarung ist keine telefonische Durchgabe von Sätzen aus dem Himmel herunter, sondern das geschichtliche, objektivierende Zusichkommen der gnadenhaften Selbstmitteilung Gottes im Grund des Menschen und

seiner Geschichte, deren Steuerung und persönliche «Entelechie» Gott, der Herr selber ist.

6. Ungleichzeitige und langsame Umstrukturierung zur mehrdimensionalen Sehweise

Es ist nicht verwunderlich, daß eine solche Umstrukturierung der Sehweise Zeit braucht, nicht in allen gleichzeitig vor sich geht, zu partiellen oder totalen Blindheiten führen kann und die Frage hervorruft, ob wir alle, die in der Kirche glauben wollen, noch das gleiche sehen. Mit dieser Deutung der theologischen Situation ist kein Patentrezept gegeben, durch das sämtliche theologische Einzelfragen mühelos gelöst werden können; es wird im Einzelfall immer noch oft mit Mühe und Geduld zu fragen sein, was bei einer Aussage von der gemeinten Sache selbst herkommt, was daran Resultat der *Sehweise* ist; oft wird sich dabei gar nicht in voller Deutlichkeit eine Entscheidung treffen lassen. Der heutige Theologe kann durchaus der Gefahr erliegen, bei seiner grundsätzlich berechtigten Sehweise faktisch im Einzelfall weniger zu sehen, als *da* ist und in der alten Sehweise gesehen wurde. Aber es bleibt dabei (noch allgemeiner als bisher gesagt): Die Differenz, die zwischen dem gemeinten Aussageinhalt und der Seh- und Ausageweise immer obwaltet, ist heute deutlicher und reflexer gegeben. Das gilt nicht nur für «transzendente» Glaubenswirklichkeiten, sondern auch für Aussagen über geschichtliche Wirklichkeiten unserer Heilsgeschichte.

7. Die bleibend selbe Aufgabe der Verkündigung

Obwohl es wie eine Ausschweifung aussieht und in seiner Kürze Mißverständnissen ausgesetzt ist, mußte dies gesagt werden, wenn verständlich gemacht werden soll, wie der Prediger heute ehrlich und glaubwürdig von früheren Heilsereignissen predigen muß. Es ist hier nicht mehr möglich, genauere «Anwendungen» für den Prediger aus dem Gesagten zu ziehen. Er hat – nochmals sei es gesagt – nicht auf der Kanzel diese kritische Differenzierung der Dimensionen des Bildes des heilsgeschichtlichen Ereignisses vorzunehmen, das die Schrift vorstellt. Das geschieht in der Exegese und Theologie, von der er wissen muß. Er hat vielmehr diese Ereignisse so zu verkündigen, daß einerseits die den Hörer anrufende Tiefe des heilsgeschichtlichen Ereignisses erfassbar wird und sie andererseits doch bei allem Wunderbaren und Einmaligen nicht als «mirakulös» empfunden werden. Für die Er-

füllung dieser zweiten Forderung hat der Prediger vielleicht ein schlichtes Kriterium: Er muß sich fragen, ob er – die Zustimmung des intellektuell redlichen *Glaubens* erwartend und nicht auf den Zwang der rationalistischen und empirischen Unausweichlichkeit bauend – so erzählen würde, wenn er das Ereignis dem Menschen von heute als hier und jetzt (und nicht in alten Zeiten) geschehen berichten müßte.

IV. DIE EIGENART DER SPRACHE DER VERKÜNDIGUNG

1. Christliche Verkündigung als Predigt an die «Heiden»

Der Prediger muß in die Sprache seines wirklich vorhandenen Publikums «übersetzen». Das wirkliche «Publikum» unserer Predigt ist oft ganz anders, als wir meinen. Es wäre ein kapitales, furchtbares Mißverständnis und Versäumnis der predigenden Kirche, würde sie meinen, sie müsse die Formulierung ihrer Verkündigung zuerst und zuletzt der Mentalität des sogenannten «braven», «gläubigen» Kirchenvolkes anpassen, das als immer weiter abbröckelnder Restbestand von früher noch existiert. Wir müssen zuerst den «Heiden» unter uns predigen, deren Sprache sprechen, was nichts mit affektierter, gesuchter Modernität zu tun hat, die den Hörer nur verstimmt. Dann predigen wir auch den Christen gut, denn auch diese sind Menschen von heute, deren wahre Eigentümlichkeit überlagert ist durch Traditionalismen und eingefahrene Sprachgewohnheiten, die verhindern, daß in dem Gewohnten der Sprache etwas Genaueres vernommen wird, das in den wahren Kern ihres Geistes und Herzens hinabreicht. In diesem Zusammenhang muß auch gesagt werden, daß der Prediger nicht die «Einfachheit» seiner Sprache für das «einfache Volk» verteidigen darf, wenn er in Wahrheit aus Bequemlichkeit und theologischer Faulheit die traditionellen Klischees der Theologie in seiner Predigt durchpaust. Auch wenn die «gewöhnlichen Leute» nicht theologisch *reden* können, sie können theologisch *hören* und merken mit einem guten Instinkt, ob der Prediger durch seine «Übersetzungsarbeit» sich selbst etwas gesagt hat, so glaubwürdig wird oder bloß bequem in einem (antiquierten oder modernen) Jargon daherredet.²

2. Profane und sakrale Sprache

Diese Übersetzung muß in eine *religiöse* Sprache geschehen. Wenn die Predigt aus dem Sprachfeld

des heutigen Menschen heraus sprechen und darin übersetzen muß, dann bedeutet das natürlich nicht – davor muß heute ausdrücklich gewarnt werden –, daß die Übersetzung den Aussageinhalt «säkularisieren» dürfte, oder – worauf es hier ankommt –, daß die Sprache selbst einfach «profan» bleiben könne oder gar müsse. Das geht schon nicht wegen der gegenseitigen Wirkungszusammenhänge zwischen Sprache und gemeinter Sache, die eben Gott und sein Verhältnis zum Menschen ist. Es gibt darum auch heute und morgen eine «sakrale Sprache»; denn wo es sich nicht bloß um naturwissenschaftliche und technische Chiffren, sondern um den Ausdruck des immer gegebenen und naturwissenschaftlich allein nicht beherrschbaren menschlichen Daseins handelt, da haben auch die einfachsten und auch die modernsten Worte immer von sich selbst her eine «transzendente» Abgründigkeit, einen Verweis auf das Geheimnis, das wir Gott nennen.

Im einzelnen wird man eben Geschmack bzw. Instinkt haben müssen: Es können unter Umständen Vergleiche und Bilder auch aus der technischen Welt in die sakrale Sprache einwandern, vielleicht sogar zu theologischen Fachausdrücken aufrücken. Umgekehrt können Formeln aus alter Sprache auch heute lebendig bleiben, obwohl sie einer Übersetzung nicht mehr ganz entbehren können. Nicht jedwede «archaisierende» Tendenz in der religiösen Sprache muß also vom Übel sein. Man darf auch nicht vergessen, daß es wohl auch im heutigen Menschen so etwas wie die «Archetypen» C. G. Jungs gibt, welche in einer sakralen Sprache er-

weckt und evoziert werden können. Es ist auch nicht so, daß ein Wandel der Sprache eine absolute Diskontinuität und Inkommensurabilität unter den Sprachen der verschiedenen Epochen bedeutet, sonst würde ja eine Geschichte der Sprache verwandelt in eine absolute Zusammenhanglosigkeit, und ein «Verstehen» früherer Sprachen wäre unmöglich. «Der Herr ist mein Hirte» bleibt zum Beispiel auch heute wohl noch verständlich, obwohl in unserer Funktionärgesellschaft «Herr» ein dunkler Begriff geworden ist und die meisten noch nie einen Hirten gesehen haben, das schöne Wort also ziemlich blaß geworden ist. Umgekehrt werden wir sehr prägnant sagen können: Die Menschen leiden an der Verdrängung Gottes, obwohl es diesen Begriff «Verdrängung» in dieser bestimmten Weise erst seit Freud gibt.

¹ Der Verfasser erlaubt sich, hier in leicht veränderter Form einige Ausführungen zu übernehmen, die er in seinem Aufsatz «Der Glaube des Priesters heute» bereits in seinem Buch «Knechte Christi. Meditationen zum Priestertum» (Freiburg 1967, mit zahlreichen Übersetzungen) S. 13–44, bes. S. 28 ff veröffentlicht hat.

² Diese Prinzipien wurden bereits ausführlicher erörtert von K. Lehmann, Pastoraltheologische Maximen christlicher Verkündigung an den Ungläubigen von heute, in dieser Zeitschrift III (1967) Nr. 3 (Pastoral) 208–217.

KARL RAHNER

Geboren am 5. März 1904 in Freiburg i. Br., Jesuit, 1932 zum Priester geweiht. Er studierte an den Universitäten Freiburg i. Br. und Innsbruck und doktorierte 1936 in Theologie, ist Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität Münster. Von seinen zahlreichen wichtigen Veröffentlichungen seien genannt: Schriften zur Theologie, bis jetzt 8 Bände (Einsiedeln 1954–1968), Sendung und Gnade (Innsbruck 1961), und die Herausgabe von: Lexikon für Theologie und Kirche, Handbuch der Pastoraltheologie.

Osmund Schreuder Soziologische Aspekte der Verkündigung

Überall wird heute von der «Predigtnot der Kirchen» gesprochen, und das ist nicht übertrieben. Zunächst sei auf die mangelhafte Glaubenskenntnis bei der Mehrzahl der Gläubigen hingewiesen. So mußte eine amerikanische Untersuchung aus Antworten, die auf Fragen zur Bibel und zu kirchlichen Lehrstücken gegeben wurden, auf eine minimale Wirkung von Predigt und Religionsunterricht schließen. Besonders die Katholiken

machten dabei eine schlechte Figur.¹ Ferner ist da das offenbare Unbehagen über die Predigt bei den Kirchgängern. Niederländische Sondierungen führten zu folgender Annahme: Die Mehrheit bejaht die Predigt als Einrichtung, ist aber meistens nicht in der Lage, den Gehalt einer soeben gehörten Predigt wiederzugeben, noch wird sie davon angesprochen.² Kein Wunder, daß viele Personen, die auf eine schriftliche Meinungsbefragung reagierten – also eine gebildeteren und interessierteren Gruppe –, sich oft bitter über das Angebot beklagen, das ihnen als Predigt vorgelegt wird.³ Drittens sind auch die Prediger ebensowenig ungeteilt begeistert. Mehr noch als die Laien meinen sie, die Predigt werde ungenügend vorbereitet bzw. es werde schlecht gepredigt und die Predigtübung in den Seminarien lasse viel zu wünschen übrig.⁴ Nun kommt in der Regel das Urteil der Vertreter